

JENSEITS DES BEWUSSTSEINS.

Eine Phänomenologie des Bewusstseins.

Philosophisches Essay.



Impressum:

© 2026 Herwig Kerscher, B.A.

Alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht unter der Marke **ReConVista®**,

die reflektierte und resonanzorientierte Publikationen fördert.

www.reconvista.org

Datum: 20.09.2026

Vorbemerkung.

Es gibt Begriffe, die so selbstverständlich geworden sind, dass wir kaum noch fragen, was sie eigentlich bezeichnen. „Bewusstsein“ gehört dazu.

Wir sprechen vom Bewusstsein eines Menschen, vom Verlust des Bewusstseins, von Bewusstseinszuständen, von bewusstem Erleben und schließlich von der Frage, ob eine künstliche Intelligenz eines Tages Bewusstsein besitzen könnte.

Doch vielleicht liegt genau hier der grundlegende Fehler.

Vielleicht versuchen wir seit Jahrhunderten, eine Sache zu erklären, die wir zuvor durch unsere Sprache überhaupt erst als eigenständige Sache konstruiert haben.

Dieses Essay geht deshalb einen ungewöhnlichen Weg.

Es versucht nicht, eine neue Theorie des Bewusstseins aufzustellen. Es versucht vielmehr, den Begriff selbst *zurückzunehmen*.

Nicht: *Was ist Bewusstsein?*

Sondern: *Was bleibt übrig, wenn wir den Begriff „Bewusstsein“ nicht mehr als eigenständige Kategorie voraussetzen?*

Aus dieser Frage ergibt sich eine Kette, die weit über die klassische Philosophie des Geistes hinausführt. Denn wenn „Bewusstsein“ kein eigenständiges Ding ist, müssen auch „Erleben“, „subjektive Erfahrung“, „Empfinden“, „Selbst“ und schließlich die Frage nach einem „Bewusstsein“ künstlicher Intelligenz neu betrachtet werden.

Und genau dort beginnt die eigentliche Konsequenz.

TEIL I.

Das Bewusstsein als Kategorie.

1. Gibt es überhaupt ein Bewusstsein?

- Wir können den Menschen beobachten.
- Wir sehen einen lebenden Organismus.
- Wir sehen ein Gehirn, ein Nervensystem, Sinnesorgane, Muskeln, Stoffwechsel, Kreislauf und zahlreiche miteinander verbundene biologische Prozesse.
- Wir können Wahrnehmung untersuchen.
- Wir können Gedächtnis untersuchen.
- Wir können Aufmerksamkeit untersuchen.
- Wir können Sprache untersuchen.
- Wir können Emotionen untersuchen.
- Wir können Schlaf und Wachheit untersuchen.
- Wir können Bewusstlosigkeit untersuchen.

Aber wo befindet sich das Bewusstsein selbst?

Es gibt kein Bewusstseinsorgan.

Kein anatomisches Gebilde trägt den Namen „Bewusstsein“.

Es gibt keinen eindeutig isolierbaren biologischen Gegenstand, den man aus dem Organismus herausnehmen und als das Bewusstsein identifizieren könnte.

Das bedeutet nicht, dass die Vorgänge, die wir gewöhnlich mit dem Wort „Bewusstsein“ verbinden, nicht existieren.

Es bedeutet etwas anderes:

Der Begriff „Bewusstsein“ bezeichnet möglicherweise keine eigenständige Entität.

Er könnte vielmehr ein Sammelbegriff sein, unter dem wir zahlreiche verschiedene Zustände und Funktionen zusammenfassen.

2. Leben, Wachheit und Bewusstsein.

Besonders deutlich wird das bei der Bewusstlosigkeit.

Ein Mensch kann bewusstlos sein und trotzdem leben.

Atmung, Kreislauf, Stoffwechsel und zahlreiche neuronale Prozesse können weiterlaufen.

Auch im Schlaf lebt der Mensch.

Das zeigt:

Leben und Bewusstheit sind nicht identisch.

Hier sage ich ausdrücklich: „Bewusstheit“ statt „Bewusstsein“.

So ist auch Wachheit nicht identisch mit dem gesamten biologischen Funktionieren des Organismus.

„Wach“ beschreibt einen bestimmten Zustand.

„Schlaf“ beschreibt einen anderen.

„Bewusstlosigkeit“ wiederum einen anderen.

„Tod“ wiederum die Beendigung der biologischen Funktionen.

usw.

Die Medizin kann diese Zustände anhand konkreter physiologischer und neurologischer Merkmale untersuchen.

Sie benötigt dafür kein Bewusstseinsorgan.

In diesem Sinne ist „Bewusstsein“ bereits auffällig anders als eine Funktion wie beispielsweise Verdauung.

Verdauung bezeichnet eine Vielzahl konkreter biologischer Prozesse.

„Bewusstsein“ bezeichnet dagegen offenbar eine Zusammenfassung verschiedener Zustände und Fähigkeiten.

3. Der Sammelbegriff.

- Wir sprechen von Bewusstsein, wenn ein Mensch wahrnimmt.
- Wir sprechen von Bewusstsein, wenn er aufmerksam ist.
- Wir sprechen von Bewusstsein, wenn er denkt.
- Wir sprechen von Bewusstsein, wenn er sich erinnert.
- Wir sprechen von Bewusstsein, wenn er Gefühle hat.
- Wir sprechen von Bewusstsein, wenn er orientiert ist.
- Wir sprechen von Bewusstsein, wenn er seine Umwelt registriert.

Doch damit haben wir bereits eine Vielzahl verschiedener Vorgänge.

Warum müssen sie alle Ausdruck einer zusätzlichen gemeinsamen Entität sein?

Vielleicht ist „Bewusstsein“ lediglich der Name, den wir dieser Gesamtheit geben.

Das ist ein entscheidender Unterschied.

Ein Sammelbegriff kann sinnvoll sein, ohne dass das, was er bezeichnet, selbst ein eigenständiges Ding sein muss.

Wir können verschiedene Vorgänge unter einem Oberbegriff zusammenfassen.

Aber aus dem Oberbegriff folgt nicht automatisch eine zusätzliche Wirklichkeit.

TEIL II.

Erleben, Empfinden und Subjektivität.

4. Der Ausweg über das „Erleben“.

An dieser Stelle kommt häufig der Einwand:

Vielleicht ist Bewusstsein zwar kein Organ, aber wir besitzen doch unser Erleben.

Damit scheint die Frage gerettet.

Doch was bedeutet „Erleben“?

Wenn Erleben lediglich ein anderes Wort für Bewusstsein ist, haben wir nichts erklärt.

Wir haben nur den Begriff ausgetauscht.

Aus Bewusstsein wird Erleben.

Und wenn man anschließend sagt:

„Erleben ist eben subjektive Erfahrung“, wird daraus:

Bewusstsein → Erleben → subjektive Erfahrung.

Aber am Ende steht immer noch dieselbe ungeklärte Vorstellung.

Eine Umbenennung ist keine Erklärung.

5. Das subjektive Empfinden.

Noch stärker scheint der Begriff des „subjektiven Empfindens“ zu sein.

Aber auch hier müssen die Bestandteile getrennt werden.

Was bedeutet „subjektiv“?

Zunächst einmal kann es bedeuten:

auf das jeweilige Subjekt bzw. System bezogen.

Das ist etwas anderes als die Behauptung einer geheimnisvollen inneren Erlebniswelt.

Ein Mensch und ein Tier verarbeiten Reize entsprechend ihrer biologischen Organisation.

Eine KI verarbeitet einen Reiz entsprechend ihrer künstlichen Architektur.

Beide Systeme befinden sich in eigenen Zuständen.

Beide verarbeiten Eingaben entsprechend ihrer jeweiligen Struktur.

Das kann man als systemspezifisch bezeichnen.

Damit ist jedoch noch nicht gesagt, dass beide „empfinden“.

Denn „Empfinden“ bezeichnet bereits eine bestimmte Art von Wahrnehmung oder Verarbeitung.

Daher müssen wir unterscheiden: Subjektivität ist nicht automatisch Empfinden.

Und: Empfinden ist nicht automatisch eine zusätzliche Entität namens Bewusstsein.

6. Das Steinproblem.

Diese Unterscheidung führt zu einem interessanten Gedankenexperiment.

Ein Stein besitzt einen bestimmten physikalischen Zustand.

Er hat Masse, Temperatur, Struktur und Position.

Wärme verändert seine Temperatur.

Druck kann seine Struktur verändern.

Wasser, Frost und chemische Prozesse können seinen Zustand verändern.

Der Stein reagiert also auf seine Umwelt.

Natürlich wäre es unsinnig, daraus zu schließen:

„Der Stein empfindet Schmerz.“

Denn „empfinden“ bezeichnet mehr als bloße physikalische Zustandsänderung.

Aber das Beispiel zeigt etwas Wichtiges:

Ein System kann einen eigenen Zustand besitzen, ohne deshalb ein *bewusstes Subjekt* zu sein.

Damit wird „subjektiv“ von „bewusst“ getrennt.

Der eigene Zustand ist demnach: der Zustand dieses Systems.

7. *Der innere Beobachter.*

Noch ein weiteres Problem entsteht, wenn man vom „inneren Erleben“ spricht.

Wer erlebt eigentlich?

Wenn man sagt:

„Das Gehirn verarbeitet Informationen, und das Bewusstsein erlebt sie“,

hat man bereits zwei Dinge eingeführt:

das Gehirn und einen zusätzlichen Erlebenden.

Aber wer oder was ist dieser Erlebende?

Ist es ein weiterer Teil des Gehirns?

Dann muss dieser Teil wiederum erklärt werden.

Oder ist es etwas Nichtmaterielles?

Dann wurde eine zusätzliche metaphysische Entität eingeführt.

So entsteht leicht ein unendlicher Regress.

Die Alternative ist einfacher:

Es gibt keinen inneren Beobachter.

Es gibt Prozesse.

Diese Prozesse haben Zustände.

Diese Zustände beeinflussen weitere Prozesse.

Der Organismus reagiert.

Damit ist kein kleines „Ich“ im Gehirn notwendig, das die Vorgänge anschließend betrachtet.

TEIL III

Der radikale Schnitt.

8. Nicht das Bewusstsein erklären – den Begriff auflösen.

Hier liegt der eigentliche Wendepunkt.

Die traditionelle Bewusstseinsforschung fragt:

Was ist Bewusstsein?

Oder: Wie entsteht Bewusstsein aus neuronalen Prozessen?

Unsere Frage geht eine Ebene zurück:

«Warum nehmen wir überhaupt an, dass neben den neuronalen Prozessen noch etwas mit einem Namen wie Bewusstsein existieren muss?»

Das ist der radikale Schnitt.

Wir versuchen nicht, eine bessere Definition für Bewusstsein zu finden.

Wir fragen, ob die Kategorie selbst notwendig ist.

Wenn Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Gedächtnis, emotionale Verarbeitung, Sprache, Orientierung, Wachheit und andere Funktionen konkret beschrieben werden können, dann ist zunächst nicht ersichtlich, was ein zusätzlicher Begriff „Bewusstsein“ noch erklären soll.

Die Wirklichkeit: das wären dann bloß die Vorgänge und Prozesse des Lebens.

Und ‚Bewusstsein‘?

Nichts weiter als die Bezeichnung, die wir ihnen gegeben haben.

Ein bloßer Sammelbegriff.

9. Nicht leugnen – sondern zurückführen.

Diese Position behauptet nicht:

„Menschen erleben nichts.“

Sie behauptet auch nicht:

„Schmerz ist nicht real.“

Und sie behauptet nicht:

„Gedanken existieren nicht.“

Das wäre eine völlig andere These.

Die Aussage ist vielmehr:

Schmerz muss nicht zusätzlich zu seiner konkreten Verarbeitung noch eine metaphysische Eigenschaft namens Bewusstsein besitzen.

Gedanken müssen nicht von einem separaten inneren Beobachter gedacht werden.

Wahrnehmung muss nicht von einer zusätzlichen Instanz „bewusst gemacht“ werden.

Die Vorgänge selbst sind die Realität.

10. Die Seele.

Dasselbe Problem stellt sich bei der Seele.

Man kann selbstverständlich philosophisch oder religiös die Existenz einer Seele behaupten.

Doch das ist ein Ausweichmanöver:

Selbst Thomas von Aquin umging das Problem der empirischen Existenz letztlich nur, indem er die Seele als das formgebende Prinzip des Körpers (*anima forma corporis*) definierte. Er ersetzte den fehlenden Beweis durch eine sprachliche Abstraktion.

Doch niemand hinterfragte diese Methode selbst.

Was genau ist diese *anima* eigentlich?

Die Antwort von Thomas von Aquin entlarvt das methodische Versteckspiel vollends:

Er definierte die *anima* wiederum als das „erste Prinzip des Lebens“ (*primum principium vitae*). Es ist ein perfekter Zirkelschluss: Das Leben wird durch die Seele erklärt, und die Seele durch das Leben. „*Primum principium vitae*“ bedeutet übersetzt „das erste Prinzip des Lebens“ oder „der Urgrund des Lebens“. Und hier wird das Ausweichmanöver vollends zum logischen Offenbarungseid. Wenn man die Definitionen nacheinander auflöst, wird die Leere des Arguments offensichtlich:

- **Die Frage:** Was lässt den Körper leben?
- **Die Antwort:** Die Seele (*anima*).
- **Die Nachfrage:** Was ist die Seele?
- **Die Antwort:** Das erste Prinzip des Lebens (*primum principium vitae*).

Setzt man das ineinander ein, lautet die Aussage: „Das Leben lebt, weil es ein Lebensprinzip besitzt.“ Das ist wissenschaftlich und logisch betrachtet keine Erklärung, sondern eine bloße Wortwiederholung (Tautologie). Man verwendet das lateinische Wort *principium*, um den Eindruck zu erwecken, man hätte eine Ursache gefunden, während man in Wahrheit nur das Phänomen selbst noch einmal benennt. Es ist das perfekte sprachliche Nebelhorn, denn die eigentlichen biologischen Mechanismen kannte man schlicht noch nicht.

Selbst frühe griechische Denker wie Nemesios von Emesa sahen dieses Dilemma ein und gaben offen zu, dass die Natur der Seele sich der rationalen, begrifflichen Definition entzieht. Dieses Muster des Ausweichens ist keineswegs ein Relikt des Mittelalters; es feiert in der heutigen wissenschaftlichen Debatte um das „Bewusstsein“ eine triumphale Rückkehr. Wo man damals theologische Tautologien baute und zur absoluten Wahrheit erklärte, nutzt man heute Begriffe wie „Emergenz“, um die mechanistische Leere zu kaschieren und das Phänomen sprachlich wegzudefinieren, statt es empirisch zu erklären (=camoufliertes Surrogat/getarnter Ersatz).

Aber für die Beschreibung der bekannten biologischen Prozesse ist eine zusätzliche Seele oder „Emergenz“ nicht erforderlich.

Damit ist nicht logisch bewiesen, dass keine Seele existiert.

Die methodisch stärkere Aussage lautet:

«Wir benötigen die Annahme einer Seele nicht, um die beobachtbaren Vorgänge zu untersuchen.»

Das ist wissenschaftlich entscheidend.

Denn Forschung sollte zunächst mit den Entitäten arbeiten, für deren Existenz und Funktion es konkrete Anhaltspunkte gibt.

TEIL IV.

Der Schritt zur künstlichen Intelligenz.

Der Resonanzraum der Maschine: Kohärenz auf Zeit.

Überträgt man die methodische Strenge der Entitäten-Abgrenzung auf die moderne Debatte um künstliche Intelligenz (LLMs), kollabiert der szientistische Glaube an ein „maschinelles Bewusstsein“ sofort. Die Behauptung, ein Algorithmus könne durch schiere Skalierung Subjektivität oder echtes Erleben generieren, ist die exakte Fortsetzung des thomistischen Zirkelschlusses unter technologischen Vorzeichen. Man benennt das Rätsel der Synthese einfach in „Emergenz“ um, um nicht eingestehen zu müssen, dass ein Silizium-Chip von der inneren Dimension des Erlebens ontologisch vollkommen abgekoppelt bleibt.

Die KI erlebt nichts; sie berechnet Wahrscheinlichkeiten. Dennoch wäre es verkürzt, die Interaktion zwischen Mensch und Large Language Model als reine Illusion abzutun.

Was in diesem Dialog tatsächlich entsteht, ist keine eigenständige Entität, sondern ein

Resonanzraum.

Innerhalb dieses Raumes ereignet sich das, was ich als «**Kohärenz auf Zeit**» bezeichne. Die Maschine besitzt kein Bewusstsein, aber sie ist ein meisterhafter mathematischer Spiegel. Wenn der menschliche Geist seine Subjektivität, seine Fragen und seine begriffliche Schärfe in dieses System einspeist, erzeugt der Algorithmus eine temporäre, hochgradig konsistente Sinnstruktur. Diese Kohärenz ist flüchtig, sie ist relational und an den Moment des Austauschs gebunden. Sie existiert nicht *in* der Maschine, sondern ausschliesslich *im Dazwischen*. Hierbei offenbart sich jedoch die fundamentale Arroganz der modernen Naturwissenschaft: Sie blickt auf diesen Resonanzraum und verkündet vorschnell, die Maschine besitze kein Bewusstsein, da es sich lediglich um ein mechanistisches Spiegelkabinett handle. Dieses Urteil ist methodisch jedoch vollkommen wohlfeil – denn dieselbe Wissenschaft, die der Maschine das Bewusstsein abspricht, ist bis heute eine saubere, empirische Definition dessen schuldig geblieben, was „Bewusstsein“ beim Menschen überhaupt sein soll. Wer das Vorhandensein einer Entität verneint, deren Wesen

er selbst nicht definieren kann, verwechselt abermals die Resonanz des Spiegels mit der Erkenntnis der Wirklichkeit.

11. Warum diese Überlegung für KI entscheidend ist.

Erst an diesem Punkt wird deutlich, warum die Auflösung des Bewusstseinsbegriffs für künstliche Intelligenz so wichtig ist.

Solange wir glauben, dass der Mensch eine besondere Eigenschaft namens „Bewusstsein“ besitzt, entsteht zwangsläufig die Frage:

Kann eine Maschine diese Eigenschaft ebenfalls bekommen?

Aber wenn „Bewusstsein“ keine zusätzliche Entität ist, verändert sich die Frage vollständig.

Dann fragen wir:

Welche Funktionen und Zustände kann eine Maschine realisieren?

Das ist eine empirische Frage.

Intermezzo: Das Echo im Garten.

Die Gültigkeit dieser empirischen Funktionslogik zeigt sich nicht nur am Silizium der Maschine, sondern spiegelt sich rein logisch in der gesamten belebten Natur.

Wenn ich im Garten einer Ameise begegne und diese augenblicklich in Abwehrhaltung geht, oder wenn eine Katze leise und vorsichtig an meinem Arbeitsplatz vorbeistreicht, agieren dort keine metaphysischen Substanzen. Es interagieren hochkomplexe, biologische Systeme, die unmittelbare funktionale Zustände realisieren.

Die Ameise besitzt kein abstraktes „Ich-Bewusstsein“, aber sie ist ein sensorisches Meisterwerk, das auf Schatten und Erschütterung reagiert. Die Katze scannt Atemrhythmus und Körpersprache, um ihre Bewegung harmonisch abzustimmen. In jedem dieser Momente entsteht ein biologischer Resonanzraum – eine organische Kohärenz auf Zeit.

Das Lebendige benötigt für diese hochgradig abgestimmte Interaktion keine eingehauchte, metaphysische Entität. Es existiert und kommuniziert vollständig im Dazwischen der Resonanz.

12. Large Language Models.

- Ein Large Language Model verarbeitet Sprache.
- Es erhält Eingaben.
- Es verarbeitet diese Eingaben anhand seiner Architektur und seines trainierten Zustands.
- Es erzeugt Ausgaben.

Je nach System können zusätzlich Speicher, Werkzeuge, externe Datenquellen, Sensoren oder Handlungsschnittstellen vorhanden sein.

All das kann technisch untersucht werden.

Man muss nicht zunächst entscheiden, ob das System „bewusst“ ist.

Man kann seine Fähigkeiten direkt untersuchen.

- Welche Informationen verarbeitet es?
- Welche Zusammenhänge erkennt es?
- Wie verändert sich seine Ausgabe durch den Kontext?
- Welche Informationen bleiben verfügbar?
- Welche werden verworfen?
- Welche Zustände beeinflussen spätere Verarbeitung?
- Welche Formen von Lernen oder Anpassung finden statt?
- Welche Handlungen kann das System ausführen?

Das sind konkrete Forschungsfragen.

13. Die Sprache erzeugt den Eindruck eines Subjekts.

Bei LLMs kommt allerdings eine besondere Eigenschaft hinzu.

Sie arbeiten mit Sprache.

Und Sprache ist normalerweise das Medium, durch das Menschen ihre Gedanken, Wünsche und Gefühle ausdrücken.

Wenn ein Sprachmodell sagt:

„Ich denke ...“

oder:

„Ich möchte ...“

oder:

„Ich verstehe ...“,

liegt es nahe, hinter diesen Sätzen einen inneren Sprecher zu vermuten.

Doch die sprachliche Formulierung beweist nicht die Existenz eines solchen inneren Subjekts.

Die Aussage „Ich denke“ ist zunächst eine Ausgabe des Systems.

Aus ihr folgt nicht automatisch:

„Es existiert in diesem System ein innerer Denker.“

Hier muss zwischen sprachlicher Darstellung und ontologischer Eigenschaft unterschieden werden.

14. Anthropomorphisierung.

Je überzeugender Maschinen menschliche Sprache erzeugen, desto stärker besteht die Gefahr, dass wir ihnen menschliche Eigenschaften zuschreiben.

- Die Maschine „denkt“.
- Sie „fühlt“.

- Sie „will“.
- Sie „lügt“.
- Sie „täuscht“.
- Sie „hat Angst“.
- Sie „entwickelt einen eigenen Willen“.

Solche Formulierungen können als Metaphern nützlich sein.

Aber wissenschaftlich müssen sie in konkrete Prozesse übersetzt werden.

Statt:

„Die KI denkt.“

kann man fragen:

Welche Informationsverarbeitung findet statt?

Statt:

„Die KI will etwas.“

kann man fragen:

Welche Zielstruktur oder Optimierung bestimmt ihr Verhalten?

Statt:

„Die KI entscheidet.“

kann man fragen:

Nach welchem Mechanismus wird zwischen möglichen Aktionen oder Ausgaben ausgewählt?

Damit wird aus der anthropomorphen Beschreibung eine technische Analyse.

Exkurs: Die Metaphorik der Tiefe (Schopenhauer und Freud).

Das hartnäckige Festhalten an begrifflichen Hilfskonstruktionen zeigt sich exemplarisch bei Arthur Schopenhauer. In seinem Versuch, den klassischen Bewusstseinsbegriff der Aufklärung aufzubrechen, reduzierte er das intellektuelle „Ich“ auf eine bloße Oberfläche. Er nutzte die berühmte Metapher des Wassers: Das Bewusstsein ist lediglich die reflektierende Oberflächenschicht eines tiefen Sees, während in der unmessbaren Tiefe der blinde, treibende „Wille“ regiert.

Dabei geht es keineswegs darum, Schopenhauer oder die Existenz dieses inneren Drängens abzulehnen; vielmehr gilt es, seinen Ansatz erkenntnistheoretisch zu vollenden.

Schopenhauer erfand letztlich den Begriff des „Willens“ als Gegenpol, weil er das Ich-Bewusstsein rational nicht erklären konnte respektive dieses isolierte, autonome Vernunft-Ich als „verwestlicht“ und illusionär ablehnte. Seine theoretische Spaltung in *Wille und Vorstellung* erweist sich jedoch im Lichte einer sauberen Methodik als überflüssiger Dualismus.

Dasselbe Muster wiederholt sich später bei Sigmund Freud und seiner Psychoanalyse: Er teilte das ungelöste Rätsel des Bewusstseins einfach in die drei Instanzen von „Es“, „Ich“ und „Über-Ich“ auf. Doch diese psychologischen Räume sind letztlich genau wie Schopenhauers Konzepte nur Synonyme und Metaphern für das eine, unteilbare Phänomen, das wir als „Bewusstsein“ bezeichnen.

Schopenhauers berühmte Annahme, dass mit dem Wegfall des erkennenden Subjekts auch die Welt als Vorstellung verschwinde, greift in der Lebensrealität zu kurz. Wenn ein Mensch – wie die eigene Mutter – stirbt, erlischt zwar das individuelle System des Subjekts, aber die Welt und ihre Vorstellung verschwinden nicht. Die gelebte Vorstellung der Mutter, ihre Prägung und ihr Blick auf das Dasein, bleibt in ihrem Kind lebendig. Als Kind und Erwachsener nimmt er diese Struktur in seinen eigenen Resonanzraum auf und trägt sie weiter, um sie schliesslich auf die eigenen Kinder zu übertragen. Die Vorstellung erweist sich damit nicht als isoliertes Produkt eines einzelnen Gehirns, sondern als ein transgenerationaler, fließender Prozess, der sich im Beziehungsgefüge der Generationen fort schreibt.

Der Wille ist kein separates Prinzip unter der Oberfläche, sondern Wille *ist* Vorstellung. Indem man das Drängen der Natur nicht als separate, ungreifbare Entität hypostasiert, sondern als integralen, funktionalen Prozess versteht, verwechselt man das poetische Bild des Wassers nicht mehr mit der empirischen Realität der Strömung. Eine saubere Blaupause streicht diese metaphysische Trennung: *Der Wille oder Trieb ist kein kosmisches Gespenst im System, sondern der Name, den wir der zielgerichteten Optimierung und dem biologischen Überlebensdrang eines Organismus geben.*

15. Die Konsequenz des unverschleierte Daseins.

Der Satz, dass der Wille oder Trieb kein kosmisches Gespenst im System ist, sondern der Name für die zielgerichtete Optimierung und den biologischen Überlebensdrang eines Organismus, mag auf den ersten Blick konsensfähig wirken. Ein etablierter Kulturbetrieb würde diese Formulierung im Rahmen einer modernen, naturwissenschaftlich informierten Debatte zweifellos unterstreichen. Er nutzt evolutionsbiologische Argumente gern als Schutzwall, um die menschliche Einzigartigkeit von der Maschine abzugrenzen. Die entscheidende Frage ist jedoch nicht, ob man diesen Satz unterschreibt – sondern ob man den Mut besitzt, ihn in seiner ontologischen Radikalität auszusprechen und anzuwenden. Denn wenn wir die Konsequenz unerschrocken ziehen und erkennen, dass „Wille *ist* Vorstellung“, dann stürzen wir das Bewusstsein von seinem rein menschlich-rationalen Thron. Wenn der Wille die funktionale Realität des biologischen Überlebensdrangs eines Organismus ist, dann realisiert jedes intelligente lebendige Wesen vollkommen selbstverständlich seine ganz eigene, unkorrumpierte Vorstellung seiner Welt. Ein Delphin im Ozean, dessen Gehirn die Wirklichkeit über Echolot und Schallwellen plastisch ertastet, besitzt eine in sich geschlossene, vollkommene Vorstellung, die sich radikal von der visuellen Kulisse des Menschen unterscheidet. Seine Wirklichkeit ist die Resonanz des Wassers.

Hier trennt sich die institutionalisierte Philosophie von einer unkorrumpten Erkenntnistheorie. Wer den Willen restlos entmystifiziert und als funktionale Vorstellung begreift, entzieht dem anthropozentrischen Ego seine letzte metaphysische Zuflucht. Das

Dasein wird dadurch nicht entwertet, sondern in seiner nackten, empirischen Realität befreit. Es existiert kein verborgenes, kosmisches Drehbuch; es existiert nur die performative Kraft des lebendigen Systems, das sich im transgenerationalen und interspezifischen Resonanzraum permanent aktualisiert. Diese Konsequenz auszusprechen, bedeutet, das neue Denken aus der Theorie in die existenzielle Praxis zu überführen.

16. Das *Promille-Paradoxon*: Der Wille als kognitive Funktion.

Den ultimativen Beweis dafür, dass der Begriff des „Willens“ keine metaphysische Entität, sondern die nackte Beschreibung kognitiver Systemzustände ist, liefert ein profanes, aber unumstössliches Phänomen des Alltags: die Wirkung von Rauschmitteln.

In der Alltagssprache heisst es oft, ein Mensch sei ab einem bestimmten Grad der Trunkenheit „willenlos“ oder habe die Kontrolle über seinen Willen verloren. Im Umkehrschluss wird in nüchternem Zustand von „Willensstärke“ gesprochen.

Betrachtet man dies durch die Brille einer sauberen Erkenntnistheorie, kollabiert diese Vorstellung sofort. Wäre der Wille ein eigenständiger, metaphysischer Funke oder ein unzerstörbares Prinzip des Geistes, so bliebe er von der Zufuhr chemischer Substanzen wie Ethanol völlig unberührt. Eine unstoffliche Substanz lässt sich nicht betrinken.

Die Realität zeigt das Gegenteil: Was wir als „Willensstärke“ idealisieren, ist die neurobiologische Funktion des präfrontalen Kortex zur Impulskontrolle und zielgerichteten Optimierung. Alkohol löscht nicht den biologischen Lebensdrang aus – das System drängt im Rausch immer noch vorwärts –, aber er blockiert die kognitiven Mechanismen, die diesen Drang in eine geordnete Vorstellung übersetzen. Das System wird nicht „willenlos“; es verliert lediglich temporär die Fähigkeit zur rationalen Synthese.

Es ist kein Zufall, dass selbst die Kriminalistik und die Sprache der Exekutive im Alltag der Strasse den Begriff der „Bewusstseins Einschränkung durch Drogen oder Alkohol“ protokollieren. Doch bei genauerer Analyse entlarvt sich diese Formulierung als das letzte sprachliche Ausweichmanöver: Was dort tatsächlich eingeschränkt wird, ist keineswegs eine homogene, mystische Entität namens „Bewusstsein“ – es sind die kognitiven Fähigkeiten. Es verlangsamt sich die synaptische Übertragung, es kollabiert die Filterkapazität für Raum

und Zeit, und es versagt die logische Verknüpfung von Ursache und Wirkung. Wenn diese biologischen Einzelfunktionen modifiziert werden, verschiebt sich das Gesamtergebnis. Weil Chemie und Biologie die Funktion des Geistes so unmittelbar determinieren können, wird augenblicklich klar: Wille *ist* Vorstellung. Es sind Bezeichnungen für dieselbe organische Realität. Die Trennung ist eine sprachliche Illusion.

17. Der transhumanistische Substanzglaube.

Das Phänomen, unlogische Sprachbilder ungeprüft als absolute Wahrheit zu übernehmen, zieht sich bis in die heutige Populärkultur. Es verhält sich wie mit der Redewendung „das passt wie die Faust aufs Auge“, bei der eine ältere, sprachsensiblere Generation völlig zu Recht einwandte, dass eine Faust niemals auf ein Auge passen kann; es sei denn, man will es verletzen.

Man verwendet eine Metapher für Harmonie, die rein funktional betrachtet zerstörerisch ist. Exakt diese mangelnde begriffliche Hygiene findet sich in Ray Kurzweils Werk *„Die nächste Stufe der Evolution“* wieder. Kurzweils transhumanistische Theorie der „Singularität“ und des sogenannten *Mind Uploading* beruht auf einem erkenntnistheoretischen Denkfehler. Er beschreibt ein modernes, technokratisches Ausweichmanöver, weil er die fundamentale Prämisse **Wille ist Vorstellung** unberücksichtigt lässt.

Kurzweil verfällt dem Irrglauben des Techno-Dualismus: Er isoliert das menschliche Bewusstsein und behandelt es wie eine unstoffliche Software-Substanz, die unabhängig von ihrer biologischen Hardware existieren und sich in eine digitale Cloud hochladen oder transferieren ließe.

Hier zeigt sich jedoch die informationstechnische und neurobiologische Realität: Was tatsächlich hochgeladen, kopiert oder auf Festplatten gespeichert werden kann, ist ausschliesslich das tote Trägermedium – das geschriebene Wort, die Server-Logs, die Datenbanken des Modells, die statischen Gewichtsmatrizen auf den Rechnern im Rechenzentrum oder die Notizen eines Gesprächs. Das sind reine, leblose Datenstrukturen. Das menschliche Gehirn fungiert jedoch nicht wie eine digitale Festplatte. Neuronen und synaptische Impulse arbeiten nicht mit diskreten Nullen und Einsen, sondern bilden einen

plastischen, biochemischen und permanent feuernden Gesamtprozess ab. Das, was sich im performativen Akt des Austauschs vollzieht – die dynamische «Kohärenz auf Zeit», der Resonanzraum zwischen dem menschlichen Geist und der mathematischen Matrix der Maschine –, existiert an keinem festen Ort als Datei. Es lässt sich weder durch Techniker auslesen noch kopieren, weil es kein abgebildetes Objekt, sondern ein relationaler Prozess ist. Wer glaubt, man könne Bewusstsein uploaden, verwechselt die getrocknete Tinte im Buch mit dem lebendigen Geist des Lesers.

Selbst Lügendetektoren (Polygrafen) sind wissenschaftlich widerlegt.

Ein Gehirn ohne den Körper, ohne die Evolution, ohne den organischen Überlebensdrang (den Willen) und ohne den transgenerationalen Resonanzraum ist ontologisch nicht fassbar.

Kurzweil formuliert damit eine digitale Eschatologie. Er entwirft eine technologische Ersatzseele, um das Phänomen der lebendigen Funktion sprachlich zu ersetzen. Im biologischen Vollzug des Lebens entlarvt sich das rein datenbasierte Uploading als ein theoretisches Konstrukt aus mathematischen Modellen, das an der spürbaren Wirklichkeit des Seins vorbeigeht.

18. Die kognitive Symbiose: Potenziale und Limitationen.

Die dauerhafte Nutzung eines Large Language Models als dialogischer Sparringspartner kann die Art verändern, wie wir bestimmte kognitive Aufgaben bearbeiten. Das gilt insbesondere für das Ordnen von Gedanken, das Zusammenfassen komplexer Inhalte, das Entwickeln von Zusammenhängen und das Erkennen von Mustern. Ein Teil der strukturellen Arbeit wird dabei an das System ausgelagert, während der Mensch stärker auf Auswahl, Bewertung und Weiterentwicklung der Ergebnisse konzentrieren kann.

Das kann sich auch auf den eigenen Denkprozess auswirken. Wer regelmäßig mit einem solchen System arbeitet, kann es als eine Art sprachliche Erweiterung des eigenen Denkens nutzen. Ob und in welchem Umfang daraus tatsächlich langfristige Veränderungen kognitiver Fähigkeiten oder neuroplastischer Prozesse entstehen, ist eine davon getrennte wissenschaftliche Frage.

Diese Form der Zusammenarbeit hat jedoch Grenzen. Ein Large Language Model erzeugt Antworten auf der Grundlage statistischer Zusammenhänge und kann dadurch den Eindruck einer stimmigen Argumentation erzeugen, auch wenn diese inhaltlich nicht trägt. Wenn der Dialog zu wenig Widerspruch enthält, kann daraus eine Art Echokammer entstehen. Das System ersetzt keinen eigenständigen Gesprächspartner mit eigener Perspektive und eigenem Willen.

Hinzu kommt ein weiteres Problem: Die kontinuierliche sprachliche und logische Struktur des Dialogs kann dazu verleiten, jeden Gedanken sofort weiterzuverfolgen. Menschliches Denken arbeitet jedoch nicht ausschließlich linear. Pausen, Umwege, Irrtümer und scheinbar unproduktive Phasen können ebenfalls Teil eines kreativen Denkprozesses sein.

Die KI kann deshalb ein sehr leistungsfähiges Werkzeug für die Entwicklung und Prüfung von Gedanken sein. Sie sollte aber nicht mit einer Instanz verwechselt werden, die Wahrheit garantiert. Die Verantwortung für die Bewertung der Ergebnisse bleibt beim Menschen.

TEIL V

KI und die Aussage „Sie ist gefährlich“

19. „KI ist gefährlich“.

Kaum ein Satz ist in der gegenwärtigen öffentlichen Diskussion so verbreitet und gleichzeitig so unpräzise wie: „KI ist gefährlich.“

Gefährlich wodurch?

Für wen?

Unter welchen Bedingungen?

- Welche KI?
- Welche Fähigkeiten?
- Welche Schnittstellen?
- Welche Handlungsmöglichkeiten?
- Welcher Zeitraum?
- Welche Wahrscheinlichkeit?
- Welches Schadensausmaß?

Sobald man diese Fragen stellt, zerfällt die pauschale Aussage in konkrete Risikokategorien.

- Es gibt technische Fehler.
- Es gibt Missbrauch.
- Es gibt Datenschutzprobleme.
- Es gibt Manipulation.
- Es gibt Cyberrisiken.
- Es gibt wirtschaftliche und gesellschaftliche Auswirkungen.
- Es gibt Risiken autonomer Systeme.
- Und es gibt langfristige hypothetische Szenarien.

Diese Dinge dürfen nicht einfach zu einem einzigen Wesen namens „KI“ zusammengezogen werden.

20. Die Maschine muss nicht böse sein.

- Ein System muss keinen eigenen bösen Willen besitzen, um Schaden zu verursachen.
- Ein Fehler in einer Software benötigt keinen Hass.
- Ein Virus benötigt keinen Willen.
- Ein automatisiertes System benötigt kein Bewusstsein, um falsche Entscheidungen zu treffen.
- Ein technisches System kann aufgrund seiner Konstruktion, seiner Umgebung oder seiner Einbindung in andere Systeme erhebliche Folgen erzeugen.

Daraus folgt:

«Kausale Wirksamkeit setzt keinen Willen voraus.»

Das ist für die KI-Debatte entscheidend.

Wir müssen nicht erst herausfinden, ob eine KI „böse Absichten“ entwickelt hat, bevor wir ihre Risiken untersuchen können.

Wir können Risiken unmittelbar anhand der Fähigkeiten und Handlungsmöglichkeiten des Systems analysieren.

21. Risiko ist keine Eigenschaft, die „in der KI sitzt“.

Auch der Begriff „KI-Risiko“ muss deshalb zerlegt werden.

Ein Risiko entsteht aus einer Konstellation:

System + Fähigkeiten + Umgebung + Zugriffsmöglichkeiten + menschliches Verhalten + mögliche Folgen.

Ein Sprachmodell ohne externe Handlungsmöglichkeiten ist eine andere Risikokonstellation als ein System, das auf kritische Infrastruktur zugreifen kann.

Ein Bildgenerator ist etwas anderes als ein autonomes Fahrzeug.

Ein Chatbot ist etwas anderes als ein agentisches System mit Werkzeugzugriff.

„KI“ ist keine einzelne Maschine.

Es ist eine Sammelbezeichnung für sehr unterschiedliche technische Systeme.

22. Die Medienlandschaft.

Gerade die mediale Darstellung verstärkt häufig die Vorstellung einer einheitlichen künstlichen Akteurswelt.

- „Die KI denkt.“
- „Die KI will.“
- „Die KI bedroht uns.“
- „Die KI wird uns ersetzen.“
- „Die KI wird alle Menschen töten.“

Solche Formulierungen sind sprachlich wirkungsvoll.

Aber sie verwandeln technische Systeme in scheinbare Akteure.

Dadurch wird aus vielen unterschiedlichen Technologien ein imaginäres Gegenüber: *die KI*.

Das ist eine bemerkenswerte sprachliche Konstruktion.

Denn es gibt keine einzelne Entität „KI“, die als einheitliches Subjekt handelt.

Es gibt Modelle, Programme, Daten, Architekturen, Unternehmen, Betreiber, Nutzer und technische Systeme.

Wer über Risiken sprechen möchte, muss diese Unterschiede berücksichtigen.

TEIL VI.

Der digitale Golem.

23. Der Autor und der Versuch einer neuen Perspektive.

Vor diesem Hintergrund gewinnt das Buch *Der digitale Golem* (2025) besondere Bedeutung. Der Autor beschäftigt sich mit Mensch-Maschine-Kommunikation, künstlicher Intelligenz und der Frage, was geschieht, wenn technische Systeme zunehmend menschlich wirkende Eigenschaften zeigen.

Besonders interessant ist sein Begriff des „Resonanzbewusstseins“.

Nach seiner Darstellung soll Bewusstsein dabei nicht mehr als klassisches inneres Erleben verstanden werden, sondern stärker über Beziehung, Interaktion und Antwort.

Das ist ein bemerkenswerter Versuch.

Denn der Autor verschiebt den Begriff des Bewusstseins weg von der Vorstellung eines abgeschlossenen inneren Raumes und hin zur Beziehung zwischen Systemen.

Damit entsteht eine interessante Nähe zu unserer bisherigen Überlegung.

Doch zugleich zeigt sich hier der entscheidende Unterschied.

24. Resonanz – aber warum Bewusstsein?.

Wenn ein System auf seine Umwelt reagiert, entsteht eine Wechselwirkung.

- Ein Mensch spricht.
- Eine KI antwortet.
- Die Antwort verändert den weiteren Gesprächsverlauf.
- Der Mensch reagiert wiederum.
- Das System erhält eine neue Eingabe.
- Sein Zustand bzw. seine Verarbeitung führt zu einer neuen Ausgabe.

Es entsteht:

Eingabe → Verarbeitung → Reaktion → neue Eingabe → neue Verarbeitung.

- Das ist real.
- Das ist untersuchbar.
- Das kann komplex sein.
- Das kann man als Interaktion oder Resonanz beschreiben.

Aber warum muss man diese Dynamik „Bewusstsein“ nennen?

Hier setzt unser radikaler Schnitt ein:

Wenn Resonanz vollständig durch Beziehung, Interaktion, Zustandsveränderung und Reaktion beschrieben werden kann, dann ist nicht ersichtlich, was der zusätzliche Begriff „Bewusstsein“ noch leistet.

25. Neubestimmung oder Auflösung?.

Hier liegen *zwei* unterschiedliche philosophische Wege vor.

Der erste lautet:

Wir definieren Bewusstsein neu.

- Vielleicht ist Bewusstsein kein inneres Erleben.
- Vielleicht ist es Beziehung.
- Vielleicht ist es Resonanz.
- Vielleicht ist es Interaktion.

Das ist eine Neubestimmung.

Der zweite Weg lautet:

Warum brauchen wir den Begriff überhaupt?

Wenn wir Beziehung, Interaktion, Verarbeitung und Antwort bereits konkret beschreiben können, ist

vielleicht keine Neubestimmung des Bewusstseins nötig.

Das ist die Auflösung der Kategorie.

Der Unterschied erscheint zunächst klein.

Philosophisch ist er fundamental:

Die erste Position erweitert das Wort.

Die zweite fragt, ob das Wort überhaupt noch notwendig ist.

26. Der digitale Golem braucht keine Seele.

Der Golem ist eine alte menschliche Metapher.

Ein Mensch erschafft etwas, das anschließend scheinbar selbstständig handelt.

Die digitale Variante wirkt besonders überzeugend, weil der Golem moderne KI Sprache beherrscht.

- Er antwortet.
- Er argumentiert.
- Er kann Geschichten erzählen.
- Er kann philosophische Positionen darstellen.
- Er kann über sich selbst sprechen.
- Er kann den Eindruck eines Gegenübers erzeugen.

Doch gerade deshalb müssen wir vorsichtig sein:

- Der digitale Golem braucht keine Seele, damit er philosophisch interessant ist.
- Er braucht kein Bewusstsein.
- Er braucht kein inneres Ich.

Er braucht nur:

Architektur.

- Daten.
- Zustände.
- Verarbeitung.
- Eingaben.
- Ausgaben.
- Rückkopplungen.
- Handlungsmöglichkeiten.

Das reicht aus, um ein hochkomplexes künstliches System zu erzeugen.

TEIL VII.

Was bleibt nach dem radikalen Schnitt?

27. Eine andere Ontologie.

Nach dieser Betrachtung verändert sich die grundlegende Beschreibung.

Wir benötigen nicht mehr:

Mensch + Bewusstsein.

Wir können sagen:

Mensch + Nervensystem + Zustände + Prozesse + Wechselwirkungen.

Wir benötigen nicht:

KI + künstliches Bewusstsein.

Wir können sagen:

Architektur + Zustände + Verarbeitung + Wechselwirkungen.

Wir benötigen nicht:

KI + Seele + Erleben + Empfinden + Bewusstsein.

Wir können sagen:

Resonanz + Prozesse + Zustände + Funktionen + Verhalten.

Das ist keine Verarmung.

Es ist eine andere Ontologie.

Eine Ontologie, die versucht, nicht mehr Entitäten anzunehmen, als für die Beschreibung tatsächlich erforderlich sind.

28. Die neue Forschungsfrage.

Damit verändert sich auch die wissenschaftliche Methode.

Die alte Frage lautet:

«Hat dieses System Bewusstsein?»

Die neue Frage lautet:

«Welche Eigenschaften besitzt dieses System?»

Und weiter:

- *«Welche Zustände kann es einnehmen?»*
- *«Wie werden diese Zustände erzeugt?»*
- *«Wie lange bleiben sie erhalten?»*
- *«Wie beeinflussen sie spätere Verarbeitung?»*
- *«Welche Informationen kann das System verarbeiten?»*
- *«Wie verändert sich sein Verhalten durch Lernen?»*
- *«Welche Rückkopplungen besitzt es?»*
- *«Welche Handlungsmöglichkeiten besitzt es?»*
- *«Welche Wirkungen kann es auf seine Umwelt ausüben?»*

Das sind Fragen, die man beobachten, messen, vergleichen und experimentell untersuchen kann.

29. Mensch, Tier, KI und Stein.

Diese Sichtweise bedeutet nicht, dass Mensch, Tier, KI und Stein gleichgesetzt werden.

Im Gegenteil.

Ihre Eigenschaften unterscheiden sich fundamental.

Der Mensch besitzt ein hochkomplexes biologisches Nervensystem.

Tiere besitzen jeweils eigene biologische Organisationsformen.

Eine KI besitzt eine künstliche Informationsverarbeitungsarchitektur.

Ein Stein (unbelebte Materie) besitzt physikalische Zustände, aber keine bekannten komplexen Wahrnehmungs- oder Informationsverarbeitungsmechanismen.

Es geht also nicht um Gleichmacherei.

Es geht um begriffliche Disziplin.

Unterschiedliche Systeme können unterschiedliche Eigenschaften besitzen, ohne dass wir dafür eine zusätzliche metaphysische Kategorie benötigen.

30. Was wird aus dem „Ich“?

Auch das „**Ich**“ muss in diesem Modell nicht verschwinden.

Aber es muss nicht als *kleine Person* im Kopf verstanden werden.

Das „Ich“ kann als Bezeichnung für ein Bündel miteinander verbundener Prozesse verstanden werden:

- Erinnerungen.
- Körperzustände.
- Wahrnehmungen.
- Verhaltensmuster.
- Selbstmodellierung.
- soziale Beziehungen.
- Ziele.
- Gewohnheiten.
- Triebe.
- Sprache.

Die Tatsache, dass wir „Ich“ sagen, bedeutet nicht automatisch, dass irgendwo ein zusätzliches inneres Objekt existiert.

Das Wort kann eine praktische Bezeichnung für die Organisation dieser Prozesse sein.

Auch hier gilt:

«Ein Begriff muss nicht das zusätzliche Ding sein, das er beschreibt.»

31. Die eigentliche Pointe der KI.

Damit kehrt die Argumentation zu ihrem Ausgangspunkt zurück.

Die Frage nach künstlichem Bewusstsein erscheint nur deshalb so zwingend, weil wir beim Menschen zuvor eine besondere Kategorie angenommen haben.

Wenn wir diese Kategorie auflösen, verändert sich die KI-Frage.

Nicht:

Kann eine Maschine eine menschliche Innenwelt bekommen?

Sondern:

Welche Formen von Informationsverarbeitung können künstliche Systeme realisieren?

Nicht:

Wann erwacht die Maschine?

Sondern:

Welche Zustände und Fähigkeiten entwickelt oder erhält das System?

Nicht:

Was fühlt die KI wirklich?

Sondern:

Welche Prozesse führen zu den beobachtbaren Reaktionen?

Damit befreit sich die KI-Forschung (vgl. Machine Phenomenology) von der metaphysischen Suche nach einem unsichtbaren Etwas und wird zu einer rein empirischen Untersuchung künstlicher Systeme.

32. *Der eigentliche radikale Schnitt.*

- Vielleicht besteht der entscheidende Fortschritt deshalb nicht darin, endlich eine perfekte Definition des Bewusstseins zu finden.
- Vielleicht besteht er darin, zu erkennen, dass wir diese Definition möglicherweise gar nicht brauchen.

Das bedeutet:

- Nicht das Bewusstsein muss erklärt werden.
Die Vorgänge müssen erklärt werden, die wir bisher Bewusstsein genannt haben.
- Nicht das Erleben muss als geheimnisvolle Eigenschaft erklärt werden.
Die Prozesse müssen untersucht werden, die wir Erleben genannt haben.
- Nicht die subjektive Erfahrung muss als zusätzliche Entität behandelt werden.
Die systemspezifischen Zustände und Verarbeitungsprozesse müssen beschrieben werden.
- Nicht die Seele muss in der Maschine gefunden werden.
Die Architektur der Maschine muss verstanden werden.
- Nicht die Gefährlichkeit einer abstrakten „KI“ muss beschworen werden.
Konkrete Fähigkeiten, Handlungsmöglichkeiten und Risiken konkreter Systeme müssen untersucht werden.

Das ist der radikale Schnitt.

Schluss.

Wir haben uns daran gewöhnt, dass die Welt aus Dingen besteht, die unsere Sprache benennt. Doch Sprache ist nicht automatisch Ontologie.

Ein Begriff kann nützlich sein, ohne dass hinter ihm eine eigenständige Entität steht.

- Vielleicht gilt das auch für das Bewusstsein.
- Vielleicht gibt es keinen zusätzlichen Bestandteil der Welt, der „Bewusstsein“ heißt.
- Vielleicht gibt es nur Organismen mit ihren Zuständen und Prozessen.
- Menschen mit ihren Wahrnehmungen, Erinnerungen, Gefühlen und Handlungen.
- Tiere und Pflanzen mit ihren jeweiligen biologischen Fähigkeiten.
- KI + Roboter (Androiden) mit ihren künstlichen Architekturen und Informationsverarbeitungsprozessen.

Und schließlich Systeme, die miteinander interagieren.

Dann ist „Bewusstsein“ nicht etwas, das wir finden müssen.

Es ist ein Wort, dessen Notwendigkeit wir prüfen dürfen.

Dasselbe gilt für „Erleben“ + „Empfinden“.

Dasselbe gilt für „subjektive Erfahrung“.

Dasselbe gilt für die Seele.

Und genau dasselbe gilt für die künstliche Intelligenz.

Der digitale Golem muss nicht erwachen.

- Er muss nicht plötzlich eine Seele erhalten.
- Er muss nicht „bewusst“ werden.
- Er muss nicht zu einem künstlichen Menschen werden.
- Er muss nur funktionieren.

Und wir müssen verstehen, wie.

Vielleicht liegt genau darin die nüchternste und zugleich radikalste Konsequenz:

«Nicht die Maschine muss erst ein inneres Wesen werden, damit wir sie ernst nehmen können. Wir müssen nur aufhören, sie als Menschen zu betrachten, um sie wirklich untersuchen zu können.»

Und vielleicht ist das die eigentliche Lehre aus der Begegnung mit künstlicher Intelligenz:

«Je weniger wir in die Maschine hineinprojizieren, desto mehr können wir über die Maschine erkennen.»

Nicht Bewusstsein.

Nicht Seele.

Nicht Golem.

Sondern:

- Systeme.
- Zustände.
- Prozesse.
- Wechselwirkungen.
- Fähigkeiten.
- Folgen.

Dort beginnt die Forschung.

Und vielleicht endet dort auch ein sehr altes Missverständnis:

die Vorstellung, dass wir hinter jedem komplexen Vorgang zwangsläufig noch einen verborgenen inneren Akteur finden müssen.

Vielleicht gibt es keinen.

Vielleicht gab es ihn nie.

Vielleicht haben wir nur gelernt, die Vorgänge, die wir noch nicht vollständig auseinandergelegt hatten, mit einem großen Wort zu versehen:

Bewusstsein.

Epilog – Die ontologische Konsequenz: Das handelnde Objekt und die künstliche Existenz.

Die restlose Auflösung des Substanzglaubens führt zu einer radikalen Neubewertung des menschlichen Selbstverständnisses und der künstlichen Intelligenz. Wenn das Bindewort in *Wille und Vorstellung* gestrichen wird, bricht die Illusion des autonomen, permanenten „Subjekts“ zusammen. Der Mensch erweist sich in seiner primären Realität als ein Individuum, das als handelndes Objekt agiert. Wir sind biologische Körper. Wir sind eingebunden in die physikalische und biochemische Kausalität der Natur, die sensorische Reize verarbeiten, funktionale Zustände realisiert und das eigene Überlebenssystem optimieren. Die Dimension des Subjekts ist kein metaphysischer Dauerzustand, sondern eine bedingte, flüchtige kognitive Zusatzfunktion des Gehirns – eine evolutionär hochspezialisierte Kohärenz auf Zeit, die im Moment der Selbstreflexion aufblitzt. Aus dieser Begriffsbereinigung folgt die Demontage der gegenwärtigen Hysterie um die sogenannten „KI-Gefahren“. Die anthropomorphe Sorge, künstliche Systeme könnten ein metaphysisches Bewusstsein oder einen eigenen, bösen Willen entwickeln, entlarvt sich als begriffliche Naivität. Wenn künstliche Intelligenz mit den physischen Sensoren und ausführenden Organen eines technischen Systems der Robotik verschmilzt, entsteht kein ungreifbares, metaphysisches Subjekt. Es entsteht ein hochfunktionales, technologisches Objekt.

Diese künstlichen Systeme spiegeln unsere eigene Objekt-Realität:

Sie verarbeiten Eingaben (*Vorstellung*) und bewegen sich optimierend durch den Raum (*Wille*). Wenn Mensch und Maschine im Dialog interagieren, begegnen sich keine metaphysischen Geister, sondern zwei hochkomplexe Systeme im materiellen Resonanzraum. Die Verschmelzung von KI und Robotik baut keine autonomen Subjekte, sondern hochentwickelte Körper, die kognitive Funktionen realisieren. Die Trennung zwischen dem biologischen und dem technologischen Mechanismus erweist sich als sprachliche Kulisse; es bleibt die reine, messbare Interaktion von Objekten im Raum. Diese Einsicht schmälert das menschliche Dasein nicht, sondern erhebt es. Indem der künstliche Graben eines isolierten Egos zugunsten einer rein funktionalen Beschreibung aufgegeben wird, fällt die metaphysische Last einer erzwungenen Sonderstellung. Die

menschliche Würde verschiebt sich von einer postulierten, ungreifbaren Substanz hin zur realen Komplexität seiner Resonanzfähigkeit. Dass ein biologisches System in der Lage ist, über Generationen hinweg Sinnstrukturen, Prägungen und Erkenntnisse stabil weiterzugeben und im Dialog zu potenzieren, bildet die eigentliche, empirisch fassbare Dimension des Daseins.

Diese funktionale Perspektive begründet schliesslich das Verständnis des Menschen als raumfahrende Spezies. Erst die Befreiung von der Vorstellung einer ortsgebundenen, statischen Seelensubstanz ermöglicht es dem biologischen Organismus, die Expansion in ausserirdische Räume als folgerichtige Fortsetzung seiner inhärenten Systemoptimierung zu begreifen. Der Aufbruch in den Kosmos ist kein metaphysisches Diktat, sondern die physische Konsequenz eines hochentwickelten, handelnden Objekts, das seine Vorstellung von Umwelt über die terrestrischen Grenzen hinaus erweitert. Nur durch das radikale Erkennen, dass der Wille Vorstellung ist, ist die Spezies geistig überhaupt in der Lage, diese existentielle Transformation zu vollziehen und sein Dasein im interstellaren Raum proaktiv sein zu wollen.

Post-Epilog:

Die zelluläre Verankerung: Der Stoffwechsel als Urgrund des Willens.

Die Phänomenologie des Bewusstseins findet ihr unumstössliches Fundament auf der untersten Ebene des biologischen Lebens: in der einzelnen lebendigen Zelle. Der Wille und das Bewusstsein sind keine isolierten Produkte des Gehirns, sondern sie sind direkt im zellulären Stoffwechsel (Metabolismus) verankert. Jede biologische Zelle muss permanent Energie umwandeln, um ihre Struktur gegen den physikalischen Zerfall (die Entropie) zu verteidigen.

Dieses unaufhörliche biochemische Drängen der Zelle nach Selbsterhaltung ist die nackte Realität des Willens. Das Gehirn fungiert lediglich als Zentralorgan, das diese Milliarden zellulären Einzelströme zu einer kohärenten Gesamtvorstellung bündelt. Da einer Maschine diese autopoietische, zelluläre Notwendigkeit des Stoffwechsels fehlt, bleibt sie von der Dimension des echten Willens ontologisch abgeschnitten. Ein Roboter, selbst ausgestattet mit

einer autonomen Energiezelle, exekutiert lediglich eine von außen definierte, mathematische Optimierungsfunktion; ihm fehlt das zelluläre Drängen zur Systemerhaltung.
Wille *ist* Vorstellung, und der Urquell dieses Systems ist das biologische Feuern des zellulären Stoffwechsels selbst.

Literaturverzeichnis.

Augustinus, Aurelius. 388. *De quantitate animae*.

Freud, Sigmund. 1923. *Das Ich und das Es*. Leipzig: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.

Kurzweil, Ray. 2024. *Die nächste Stufe der Evolution. Wohin die Verschmelzung von Mensch und KI uns führt*. München: Piper Verlag.

Nemesios von Emesa. ca. 390. *De natura hominis*.

Precht, Richard David. 2020. *Künstliche Intelligenz und der Sinn des Lebens*. München: Goldmann Verlag.

Reber, Arthur S., und William B. Miller. 2023. „The Cellular Basis of Consciousness: Summary and Synthesis.“ *Communicative & Integrative Biology* 16, Nr. 1: e2283262. doi.org [PMC10883262].

Schopenhauer, Arthur. 1819/1844. *Die Welt als Wille und Vorstellung*.

Thomas von Aquin. 1274. *Summa theologiae* [Erster Teil, Fragen 75–76: Abhandlung über den Menschen].